

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

1. (Nachdruck verboten.)

Es war ein prächtiger Sommerabend, die Luft wunderbar klar, der Himmel rein, wolkenlos und tiefblau. Die Sonne sank eben langsam und majestätisch hinter der Insel Ischia ins Meer, und der ganze Golf von Neapel leuchtete in jenem entzückenden Farbenspiel auf, welches das Staunen und die Bewunderung der Nordländer, die jene Küsten zum erstenmal erblicken, hervorruft. Die Wellen des Meeres funkelten, so weit das Auge reichte, in dunkler Abendröte auf, wie flüssiges Feuer, in das die Inseln des Golfes ihre violetten und braunroten Schatten warfen. Die Ufer, die den Blick begrenzten, besonders die träumerischen Trümmermassen des Palazzo Donna Anna, das verwitterte Castello dell' Ovo, die lang hingestreckten Uferstraßen der Stadt Neapel, der Vesuv, der mit seinen ewig qualmenden Schwefelwolken wie ein stets drohendes Verhängnis in die lachende, paradiesische Landschaft hereinragt, umrahmten das weltbekannte zauberhafte Bild.

Auf der Straße, die sich von der Mergellina in sanfter Steigung nach dem immergrünen Posilippo hinaufwindet, fuhr ein eleganter Zweispänner, in dem zwei ältere Herren saßen. Sie waren mit jener peinlichen Eleganz und dem etwas stutzerhaften Geschmack gekleidet, die den vornehmen Neapolitaner kennzeichnet. Glänzende Lackschuhe, kaum bis an die Knöchel reichend, damit bei der geringsten Bewegung die eleganten, hellseidenen Strümpfe sichtbar wurden, grellfarbene Glacéhandschuhe, ausgeschnittene Westen, blendend weiße Wäsche, prahlende Schlipse und tadellose Cylinder. Hin und wieder umsprangen einige schmutzige, halbnackte Gassenjungen die elegante Equipage, um keuchend und schreiend einen Soldo zu erbetteln — „per l'amore di Dio“ (um der Liebe Gottes willen) — ohne Erfolg. Die beiden Herren beachteten weder sie noch das wunderbare Landschaftsbild rings um sie her und hatten offenbar Wichtigeres zu thun.

„Sie verkehren schon lange im Hause des Commendatore Gaetano Marini?“ fragte der eine, ein Mann von etwa sechzig Jahren, mit stark ergrautem Haar, aber noch tiefschwarzem, wahrscheinlich gefärbtem Schnurrbart.

„Seit Jahren,“ entgegnete der andere etwas einsilbig und vorsichtig.

„Er lebt auf großem Fuß?“ forschte der erstere weiter.

„Warum soll er nicht, Herr Graf? Er ist ein feiner Mann.“

„Gewiß, gewiß. Ich zweifle daran nicht.“

„Niemand thut das. In ganz Neapel niemand. Commendatore Marini gilt für einen Gentleman vom reinsten Wasser.“

„Hm, jawohl. Aber,“ fuhr der erstere wieder etwas zögernd fort, „Sie wissen ja, mein lieber Doktor, was das Leben eines Gentleman vom Schlage des Commendatore Marini in Neapel kostet.“

„He, natürlich kostet das Geld, mein lieber Herr Graf. Für nichts ist nichts.“

„Er hält sich Wagen und Pferde, Dienerschaft, eine Villa am Posilippo und eine Stadtwohnung in der Chiaja, sein Sohn ist Kavallerieleutnant und seine Tochter — hm —“

„Nun? Was ist's mit der Peppa?“*) erwiderte der Doktor lächelnd. „Ich hoffe, Neapel kennt seine Giuseppina Marini und weiß nichts Nachteiliges von ihr.“

„Davon ist ja keine Rede —“

„Im Gegenteil! Im Lande der glutäugigen Schönen, als das Neapel bekannt ist, gilt Giuseppina Marini für die glutäugigste, süßeste und beste Kreatur.“

„Ja doch, ja doch! Ich habe ja das nicht bestreiten wollen,“ protestierte der andere wieder, etwas ärgerlich über die Unterbrechung.

Der Arzt wurde bei Erwähnung der jungen Dame immer aufgeräumter und heiterer.

„Natürlich,“ sagte er lachend, „Sie, Herr Graf, sind für solche Reize nun schon etwas gealtert. Dagegen ist aber Ihr Herr Sohn, der Graf Giuliano, um so empfänglicher und feuriger. Ich weiß ja — — —“

„Nun, wenn Sie davon wissen,“ unterbrach ihn der Graf ärgerlich, „so ist es ja gut, und ich brauche Ihnen nicht erst die Geschichte haarklein zu erzählen. Ja, Giuliano ist Feuer und Flamme für die kleine Marini und will sie um jeden Preis heiraten. Tag für Tag liegt er mir mit dieser Geschichte in den Ohren, so daß ich endlich nicht anders konnte, als darauf einmal einzugehen und mir die Sache näher zu besehen. Deshalb komme ich heute der Einladung des Commendatore Marini auf seinen Landsitz nach, und deshalb möchte ich mir bei Ihnen, der Sie als Hausarzt dort seit Jahren aus- und eingehen, Informationen holen. Sie wissen doch, daß es unter solchen Umständen gut und ratsam ist, sich vorher zu erkundigen. Das ist das Notwendigste, was ich nach den Eröffnungen meines verliebten Herrn Sohnes thun muß.“

„Nun, Herr Graf, Ihr Herr Sohn ist nicht blind, Giuseppina ist nicht nur hübsch, sie ist ein Engel,“ erwiderte der Arzt.

„Ach was, Engel hin, Engel her! Commendatore Marini giebt im Jahr ein Riesengeld aus. Er ist also sehr vermögend. He?“

„Er gilt allgemein dafür.“

Graf de Mattei zuckte ungeduldig die Schultern. „Für was er gilt, das weiß ich, ich möchte aber wissen, ob er auch das ist, für was er gilt. Es kommen die tollsten Sachen vor, besonders in Neapel. Ich will

König Alfonso XIII. von Spanien. (S. 107)

*) Peppa ist familiäre Abkürzung für Giuseppina.

klar sehen, bevor ich auch nur einen Schritt in der Sache weiter gehe."

„Aber, Herr Graf, was wünschen Sie denn noch für Klarheit? Commendatore Marini macht einen Aufwand von mindestens fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Lire im Jahre —"

„Bezahlt er ihn denn auch?" unterbrach ihn Graf Massimo rasch und plötzlich.

„Hm," machte der Doktor etwas verdutzt, „ich glaube doch wohl —"

„Nun, so werden Sie meinethalben in diesem Glauben selig, aber mir werden Sie es nicht verübeln können, wenn ich mich nach besseren Aufklärungen umsehe. Mit dem, was ein anderer glaubt und meint, kann Marini doch unmöglich seinen Aufwand bestreiten. Nun noch eine Frage, Herr Doktor, aber Sie müssen sie mir mit Ja oder Nein beantworten, nicht mit: ich glaube oder: andere meinen und so weiter. Wollen Sie?"

„Wenn ich kann, Herr Graf, recht gern."

„Haben Sie Ihr Honorar als Hausarzt regelmäßig von Marini erhalten?"

„Herr Graf —"

„Ja oder nein?"

„Nein, wenn Sie durchaus wollen, indessen —"

„Nun weiß ich genug."

„Sie werden sich irren, Herr Graf. Commendatore Marini ist ein alter Offizier und ein durch und durch ehrenwerter Charakter. Solche Kleinigkeiten, wie das Honorar des Hausarztes, können einmal vergessen werden."

„Ich habe nichts dagegen. Meinethalben kann er ein Ehrenmann sein, so viel er will. Aber sagen Sie mir doch, Herr Doktor, wo die Mitgift hingeraten ist, die Marini seiner Zeit von seiner Frau, die vor drei Jahren starb, mit in die Ehe erhalten hat? Es war ja davon die Rede, als sie starb. So viel ich mich entsinne, handelte es sich um zwei- oder dreimalhunderttausend Lire. Wo sind die? Was giebt er einmal seiner Tochter, der süßen Peppa, mit, wenn sie heiratet? He?"

Dem Arzt wurde bei dem drängenden und scharfen Fragen nicht wohl. Man sah ihm an, daß es ihm unangenehm war, nicht etwas Vorteilhaftes dem Verdächtigenden, das in den Fragen lag, entgegensetzen zu können, und etwas Nachteiliges, was er vielleicht zufällig wußte, wollte er nicht sagen.

„Ich weiß es nicht," antwortete er endlich kurz und abweichend, wie jemand, der sich um eine Sache, die er als nicht ganz sauber kennt, nicht kümmern mag.

„Ich will's Ihnen sagen," fuhr Graf Massimo scharf und schneidend fort. „Commendatore Marini ist, wie man so sagt, ein Lebemann, ein durch und durch ehrenwerter Herr, der aber so vorsichtig war, eine reiche Frau zu heiraten, damit er von ihrer Mitgift ein nobles Leben führen könne. Marini hat meines Wissens nie daran gedacht, seine Verhältnisse zu konsolidieren. Er hat, wie man zu sagen pflegt, in den Tag hineingelebt und sich den Henker um die Zukunft oder die Zukunft seiner Kinder gekümmert. Nun geht die Geschichte zu Ende, und die süße Peppa soll wieder dort anfangen, wo ihre Mutter aufhörte, nämlich den ehrenwerten Herrn Commendatore mit neuen Mitteln versehen, eine reiche Heirat machen —"

„Sie sehen zu schwarz, Herr Graf, viel zu schwarz. Peppa ist wirklich ein rührendes Kind. Sie denkt an solche Sachen auch nicht im Schlafe."

„Das habe ich auch nicht gesagt, sondern ich behaupte nur, ihr Vater denkt daran. Um so schlimmer übrigens für die Tochter, wenn sie von diesen Verhältnissen wirklich nichts weiß."

„Sie müssen sie sehen, Herr Graf. Wenn Sie ihr in die Augen blicken, werden Ihre Ansichten, die Ihnen Ihre Befürchtungen, Ihre Sorge um das Glück Ihres Sohnes eingeben, wie Schnee an der Sonne schmelzen, und Sie werden nur noch den einen Gedanken haben: Giuliano hat recht."

„Jawohl, jawohl," spöttelte Graf Massimo, „und nebenbei werde ich vielleicht noch denken, daß ich ein rechter Narr sein müßte, mir eine solche Rute auf den Rücken zu binden, wie diese Familie als die Familie meiner Schwiegertochter sein würde. Und nebenbei werde ich vielleicht noch weiter denken, daß einem Grafen Giuliano de Mattei, einem Offizier, dem eine glänzende Laufbahn bevorsteht, wohl noch andere ebenbürtigere Häuser und Familien offen stehen, als die eines Commendatore Marini, der als simpler Hafendirektor gerade so viel verdient, wie er und sein Herr Sohn im Jahre für Handschuhe brauchen."

„Sie sind nun einmal in einer mißtrauischen Laune, Herr Graf," erwiderte der Arzt achselzuckend, „aber Sie erwarten wohl nicht, daß ich oder sonst jemand, der im Hause Marini verkehrt, Ihre Ansichten teilt."

Der Wagen hielt mit einem plötzlichen Ruck vor einem hohen, eleganten Eisengitter, dessen bronzierte Spitzen im Abendrot leuchteten. Durch das Gitter hindurch sah man in einen wohlgepflegten Park, der mit prächtigen Palmen, Agaven, riesigen Kakteen, rauschenden Eukalypten und Korkeichen bestanden war. An zwei, den Eingang bildenden Sandsteinsäulen stand in Goldschrift eingemeißelt: Villa Marini.

„Ist es sein Eigentum?" fragte Graf Massimo halblaut.

„Selbstverständlich!" bekräftigte der Arzt. Die Herren traten ein. Die Villa Marini war eine Anlage, wie sie nur der Posilippo, die im Nordosten der Stadt wie ein ungeheurer grüner Seidendiwan ins Meer sich hinauslagernde Halbinsel, ermöglicht. Durch den wundervollen, mit exotischen Pflanzen und Bäumen aller Art bestandenen Park schlängelten sich in zierlichen Windungen die Fußwege hinab bis zum Meer, das unaufhörlich plätschernd die Tuffelsen bespülte und in den lauschigen Grotten, die es in langen Jahrhunderten in den weichen Felsen gehöhlt und die nun zum Baden benutzt wurden, geheimnisvoll verhallend seine Wellen brach. Dem Abhange, auf dem die ganze Anlage sich befand, nachgebend, stufte sich das ganze Besitztum terrassenförmig ab, so daß überall wundervolle Ausblicke über das Meer und die Inseln entstanden — ein Platz wie zur beschaulichen Lebensfreude und zum sinnigen Lebensgenuß geschaffen, in Wahrheit ein Paradies!

„Und zu denken, daß das alles ein Vulkan ist, wie der Vesuv dort drüben auch, der uns zu jeder Stunde unseres Lebens in die Luft schleudern kann oder vielmehr in unser Grab," murmelte Graf Massimo de Mattei. „Zu denken, daß die menschlichen Leidenschaften und Mängel noch viel drohender, gefährlicher, packender treffen, als die blinde Naturgewalt, daß die Vulkane, die wir uns in der eigenen Brust schaffen, noch viel gefährlicher sind, als die der Natur — — —"

Aus dem Haus hervor erscholl ein helles Lachen und unterbrach ihn in seinem trüben Gedankengang. Wie ein Sonnenstrahl nach Sturm und Regen, so fiel das Lachen froh und selig in seine Brust. Und dann sprang sie herzu, die Peppa, und lief und lachte aus vollem Halse und warf den Kopf mit den üppigen blauschwarzen Haaren zurück, so daß der zartweiße, kräftige Hals sichtbar wurde. Und die Grübchen auf Kinn und Wangen vertieften sich, der Mund zeigte seinen Schmuck herrlicher, weißglänzender Zähnchen, und die Augen, die „süßen Augen", wie Doktor Gioffredi, der Hausarzt, sagte, blitzten vor kindlich-unschuldigem Vergnügen.

„Signor Conte — o Signor Conte! Wie das schön ist, daß Sie uns auch einmal besuchen! Wissen Sie noch, wo wir uns zum letztenmal gesehen haben? O, beim Karneval war es. Auf dem Toledo, beim Coriandoliwerfen. Ich ging damals noch in kurzen Kleidern. Natürlich, Sie wissen es nicht mehr. Aber ich — o ich —"

Dann stellte sie sich auf die Fußspitzen und küßte ihn auf die Wange, und plötzlich war sie still und sagte gar nichts mehr, wurde rot und schlug die Augen nieder, so daß es den Grafen Massimo heiß und kalt überlief und er die herrliche Gestalt mit den Blicken verschlang.

„Nein, gnädiges Fräulein —" stotterte er, aber er brachte nichts weiter hervor und dachte nur noch, wie es der Arzt vorhergesagt: „Giuliano hat recht, Giuliano hat recht."

„Papa," hörte er sie wieder sagen, „o da ist Papa!" Plötzlich war sie fort, und Graf Massimo sah nur noch, wie ein rotseidenes



Villa Gröbe in Prag, Wohnung des Prinzen Otto zu Windisch-Graetz und seiner Gemahlin. (S. 107)
Nach einer Photographie von J. Gaube in Prag.



Buddhistischer Tempel und Kloster auf einem Felsen im Jantsekiang.

Band, das von ihrer Hüfte herabflatterte, und ein flüchtiger, mit einem goldglänzenden Saffianlederschuh bekleideter Fuß und ein Saum ihres weißen Kleidchens hinter einer hochstämmigen Agave verschwand.

„Willkommen!" sagte der Commendatore Marini. „Na, lieber Graf, wenn Sie wüßten, wie sehr Sie hier willkommen, wie ersehnt Sie sind! Treten Sie ein. Wir wollen gerade zu Tisch gehen. Sie kommen wie gerufen."

Dann lachte er über seinen eigenen Ausdruck und wiederholte lustig und fidel: „Aber wahrhaftig, wie gerufen, lieber Graf. Aber wir sprechen nachher davon. Erst wollen wir essen. Wir sprechen uns nachher noch."

Commendatore Marini war ein Mann von einigen fünfzig Jahren. Wenn er sprach, und er sprach fast immer, so war er laut und lustig, munter und flott. Dann machte sein ganzes Wesen einen offenherzigen, fröhlichen, treuherzig-gemütlichen Eindruck, und seine kleinen lebhaften Augen leuchteten übermütig und sorglos auf. Nur wenn er allein war, oder auch manchmal mitten in der Gesellschaft, wo er plötzlich verstummte, als wenn ihm irgend eine unangenehme Geschichte einfiele, dann blickten die Augen starr und verstört, seine Lippen begannen eigentümlich herabzuhängen, als wäre ihm jählings ein Schreck in die Glieder gefahren.

Das hielt aber nie lange an. Schon nach Minuten, oft auch schon nach nur wenigen Sekunden schlug die alte fröhliche, gemütliche Herzlichkeit durch, so daß jemand, der nicht ganz genau aufpaßte, von diesem Stimmungswechsel gar nichts gewahr wurde.

2.

Der Speisesaal in der Villa Marini war ein Schmuckstück in seiner Art. Die Fenster, die in ununterbrochenen Reihen an der Südfront des Hauses hinliefen, gingen alle auf das Meer hinaus, und die bei Tisch Sitzenden brauchten nur den Kopf von Tisch und Teller ein wenig zu heben, um auch für die Augen einen unvergleichlichen Genuß zu haben. Kleine Segelboote schwankten mit weißblinkenden Segeln über die blauwogende Flut dahin, und die Inseln des Golfes erschienen, von der Villa Marini aus gesehen, wie in blaue Märchenschleier gehüllt.

Als Graf Massimo de Mattei mit seinem gastfreundschaftlichen und opulenten Wirt in den Speisesaal trat, war dort etwa ein Dutzend Personen versammelt, darunter die beiden Kinder des Gastgebers, Giuseppina und Mario Marini, letzterer in der kleidsamen Uniform eines italienischen Leutnants der Kavallerie. In dieser Uniform erschien auch der Sohn des Grafen Massimo, Graf Giuliano de Mattei, der mit dem Sohn des Hauses bei demselben Regiment stand. Augenblicklich unterhielt sich Graf Giuliano mit einer jungen Dame leise und kichernd, die ebenfalls ein Gast des Commendatore Marini war, eine Contessa Santina di Roccasecca. Diese stammte aus einer alten, in letzterer Zeit aber etwas herabgekommenen Adelsfamilie. Sie war mindestens sechs bis acht Jahre älter als ihre Freundin Peppa und hatte in ihrem Wesen eine gewisse Lebhaftigkeit und Unternehmungslust; die Augen gingen ihr in einer Weise hastig und feurig im Kopf herum, die etwas Beunruhigendes, fast Bedrohliches hatte.

„Sehen Sie diese Nase!" kicherte sie dem jungen Offizier in einer vertraulichen, neckischen Art zu. „Wie schrecklich!"

„Wo denn, Contessa?" fragte der junge Offizier.

„Dort, beim alten Giuberti. Wer sollte glauben, daß das vom Wassertrinken kommt!"

„Vom Wassertrinken? Ah, ah, warum nicht gar!" tuschelte Graf Giuliano launig.

„Ja, ja, vom Wassertrinken! Er hat mir's mit sieben Eiden beschworen, daß er nur Wasser trinkt."

„Nun gut, die waren alle sieben falsch. Verlassen Sie sich auf mich. Ich kenne den alten Giuberti. Er schwört im Schlaf, aus reiner Angewohnheit, er schwört so leicht wie ein anderer Atem holt. Er ist der größte Halunke von ganz Neapel."

„Haben Sie mit ihm zu thun, Herr Graf?"

„Ich?" fragte Graf Giuliano leicht errötend zurück. „Warum nicht gar, das heißt — nun gut. Es ist nicht der Rede wert."

„Er soll den jungen Herren manchmal gefällig sein, wenn sie Geld brauchen."

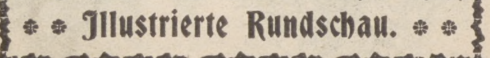
„Gefällig sein? Hm, je nachdem, wie man's nimmt. Wenn Sie jemanden ausplündern gefällig sein nennen, so ist der alte Giuberti der gefälligste Mensch unter der Sonne."

Das ahnungslose Opfer dieser Unterhaltung stand in der Nähe der Tafel und hörte natürlich von den leise geflüsterten Aeußerungen über ihn nichts. Er sah nicht sehr empfehlenswert aus; man hätte eigentlich staunen können, ihn in so gewählter Gesellschaft zu finden, und das that der alte Graf Massimo auch wirklich.

„Ist das dort nicht der alte Giuberti, mein lieber Herr Marini?" fragte er seinen Gastgeber.

„Hm, mein Gott, ja," erwiderte dieser. „Sie wissen ja, mein lieber Graf, wie das so geht. Ich habe ihn zu Tische eingeladen, um — wahrhaftig nur, um Zeit zu gewinnen. Er ging mir nicht von der Seite, und so blieb mir nichts anderes übrig. Wir sprechen übrigens nachher davon. Jetzt bitte ich, Platz zu nehmen. Bitte."

(Fortsetzung folgt.)



Illustrierte Rundschau.

Am 17. Mai vollendet der jugendliche **König von Spanien Alfonso XIII.** sein sechzehntes Lebensjahr und wird dann nach erfolgter Krönung die Regierung des Landes antreten. Die Königswürde fiel ihm bereits bei seiner Geburt zu, da diese erst nach dem Tode seines Vaters am 17. Mai 1886 erfolgte. Die Königin Maria Christine übernahm die Regentschaft. Der einst sehr schwächliche Knabe ist inzwischen zu einem stattlichen Jüngling herangewachsen, der in allen Leibesübungen gewandt und ein besonderer Liebhaber des Reitens ist. Das spanische Volk erhofft von dem Regierungsantritt des jungen Königs einen völligen Umschwung in dem bisher befolgten verrotteten System und eine Besserung der kläglichen wirtschaftlichen Verhältnisse. — Am 23. Januar hat die Trauung der Erzherzogin Elisabeth Marie, Enkelin des Kaisers Franz Joseph, mit dem Fürsten Otto zu Windisch-Graetz in Wien stattgefunden und das hohe Paar darauf seine Hochzeitsreise nach Italien angetreten. Als Wohnsitz für die Neuvermählten ist vorläufig die **Villa Gröbe in Prag** bestimmt, ein im edelsten Renaissancestil errichteter, schloßartiger Bau, der mit seinen 35 prächtig ausgestatteten Wohnräumen und inmitten eines prächtigen Parkes, an den sich Obst-, Gemüse- und Weingärten anschließen, einen Fürstensitz von seltener Schönheit bildet. — Dicht unterhalb Hankaus, des Hauptpunktes für den europäischen Handel im Jantsekiangthale, ragt aus dem breiten Spiegel des chinesischen Stromes eine Felspyramide hervor, die auf den ersten Blick unersteiglich erscheint. Und doch haben auf diesem höchst malerischen Felsen im **Jantsekiang** buddhistische Mönche ein **Kloster** und einen **Tempel** erbaut, der zu gewissen Festen des Jahres ein vielbesuchter Wallfahrtsort ist. Tausende landen dann unten in Booten und pilgern den schmalen, schwindelerregenden Pfad zu dem Heiligtum empor, um dort ihre Andacht zu verrichten. — Anläßlich der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich von Preußen ist der Name des amerikanischen Admirals **R. D. Evans** in aller Munde gewesen. Er war es, der mit einem auserlesenen Geschwader den Prinzen im Hafen von New York empfing und



Admiral R. D. Evans.

ihm die ersten Ehren erwies. Der Prinz, der mit Evans schon von Ostasien her befreundet ist, stattete dem biederen und sehr beliebten Seemann, der von den Amerikanern „Fighting Bob“ genannt wird, nicht nur einen Besuch auf seinem Flaggschiff „Illinois“ ab, sondern auch in seiner Wohnung, wo er einen Imbiß einnahm. Evans begleitete den Prinzen auch auf seiner Rundreise durch die Vereinigten Staaten.

Alte Erinnerungen.

(Mit Bild.)

Das hat sich unser braver Schimmel in seiner Jugendzeit nicht träumen lassen, daß er einmal, neben einen gewöhnlichen Ochsen gespannt, den plumpen Bauernpflug werde ziehen müssen! Einst war er der Stolz seines Reiters. Das war eine Lust, wenn es in toller Jagd über Feld und Heide ging! Aber das Alter kam, und nun muß er als Ackergaul dienen. Trübselig thut er seine Pflicht Da plötzlich trifft ein Klang aus ferner Jugendzeit sein Ohr. Der alte Schimmel stutzt Näher und näher klingt das Jagdhorn — nun stürmt sie heran, die fröhliche Kavalkade. Da kann unser Schimmel nicht widerstehen. Ein Sprung — die Stränge reißen, und den Jägern nach setzt er über den Graben.

Riffelwandspitzen und Zugspitze.

(Mit Bild auf Seite 109.)

Die Zugspitze ist nicht nur der höchste Gipfel im Deutschen Reich, sondern auch an Schönheit und Wildheit der großartigste Alpenstock innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle. Mag man ihn von Ehrwald, von Garmisch-Partenkirchen oder vom Eibsee aus betrachten, immer wirkt er großartig. Die ganze Herrlichkeit dieses Gebirgsstockes wird freilich nur dem offenbar, der kühn in die Felsenwildnis empordringt. Ungemein lohnend ist die Partie, welche von Garmisch-Partenkirchen zum Höllenthalboden hinauf, über die Riffelscharte und zum Eibsee wieder hinabführt. Der Abstieg über die plattige Riffelwand fordert freilich völlige Freiheit von Schwindel. Von da aus gelangt man auf steilen Felspfaden zu den schwer zugänglichen Riffelwandspitzen, und hat unterwegs diese und die dahinter aufragende Zugspitze so vor Augen, wie sie unser prächtiges Bild darstellt.



Alte Erinnerungen. Nach einem Gemälde von R. Koller.

Idolin.

Erzählung von **R. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

Es war in den Nachmittagsstunden eines Julitages, in welchem in dem gewaltig aufblühenden Chicago eine schier unerträgliche Hitze herrschte. Man schrieb das Jahr 1880, und Chicago war seit dem großen Brande eine Großstadt von über fünfhunderttausend Einwohnern geworden.

Der reiche Mr. Food saß in seinem Privatcomptoir und schwitzte und rechnete.

Mr. Food hatte eines der ersten Geschäfte in Mode- und Luxuswaren und war jetzt schon ein reicher Mann. Er hatte zwar starke Konkurrenz, aber er dachte noch nicht daran, sich zurückzuziehen und den Gegnern das Feld zu überlassen. Erst wollte er mehrfacher Millionär werden, und als geriebener Yankee gab er sich alle Mühe, dieses Ziel zu erreichen. So hatte er neuerdings wieder eine Reklame vorbereitet, die ihm einen ungeheuerlichen Zulauf versprach. Mr. Food kannte seine amerikanische Kundschaft.

„Idolin“, das war das Schlagwort, mit dem er seit sechs Wochen die ganze Bevölkerung nicht nur in Chicago und der umliegenden Gegend, sondern im ganzen Staate Illinois in Aufregung versetzte. Das Wort Idolin sollte für Food gewissermaßen ein Panier werden, unter dem er einen großen Sieg zu erkämpfen gedachte. Zuerst war das Wort Idolin an den Bäumen, Häusern und Zäunen, an denen die Eisenbahn vorüberfuhr, überall erschienen. Food hatte es durch Maler an den auffallendsten Stellen anpinseln lassen. Nachdem dies Wort den Reisenden bekannt geworden war, fand es sich auch in den Inseratenseiten der bedeutendsten Zeitungen Chicagos ein. Diese brachten acht Tage lang über die halbe Seite nur das Wort Idolin. Dann machte der geschäftskundige und kluge Mr. Food eine achttägige Pause, und nach dieser brachten die Zeitungen vierzehn Tage lang sogar über die ganze Seite das Wort Idolin. Auch die anderen Zeitungen in Illinois schleuderten es täglich dem Publikum in ihren Inseratenspalten in das Gesicht.

Was war Idolin?

Noch wußte es niemand. Food allein wußte es, daß ein neues, sehr harmloses Parfüm, dessen Herstellung ihm sehr billig zu stehen kam, unter dem Namen Idolin auf den Markt gebracht werden sollte. Viele Tausende von Dollars setzte Food an die Sache, aber er wußte es sehr genau, daß der Kaufmann, der Reklame treibt, einem Säemann gleicht, der von den Körnern, die er anscheinend zwecklos in den Boden wirft, eine reiche Ernte erwartet.

So versunken Food in seine Berechnungen



Riffelwandspitzen und Zugspitze. *Nach der Natur gezeichnet von M. Zeno Diemer.* (S. 108)

war, so wurde er doch plötzlich durch ein lautes „Pst!", das an sein Ohr drang, aufgestört. Er trat an das Fenster und sah durch eine Lücke des herabgelassenen dünnen Vorhanges in den Hof hinaus. Das große Geschäftshaus bestand nämlich aus einem Vorderhaus mit zwei anstoßenden Seitenflügeln und einem Hinterhaus. Im Vorderhaus befanden sich die Läden und Geschäftsräume, im Hinterhaus und in dem einen Seitenflügel waren die Lagervorräte untergebracht, und in dem anderen Seitenflügel wohnte Food mit seiner schon seit Jahren an den Rollstuhl gefesselten Frau und seiner Tochter Polly. Mr. Food entdeckte im oberen Stockwerk an dem Fenster eines Zimmers, das zu Comptoirzwecken diente, einen männlichen Kopf, und zwar erkannte er seinen Buchhalter Abel. Soeben gab dieser junge Mann wieder das Signal, welches die Aufmerksamkeit irgend einer anderen Person erregen sollte. Unwillkürlich sah Food sich nach dem Gegenüber Abels um und entdeckte zu seinem Erstaunen an einem Fenster des dritten Stocks des Lagerhauses den Kopf seiner Tochter Polly.

Food erlebte dann eine große Ueberraschung. Er sah, wie seine Tochter mit Abel nicht nur verliebte Blicke wechselte, sondern wie sie sich auch gegenseitig Kußhände zuwarfen.

Food ging ungefähr eine halbe Stunde lang in seinem Privatcomptoir auf und ab, dann klingelte er und befahl dem Hausdiener, er solle sofort den Buchhalter Abel herrufen.

Als der junge Mann etwas erstaunt wegen der ungewohnten Vorladung bei Food erschien, sagte dieser: „Es ist Ihnen bekannt, daß Sie nach dem Vertrag, den wir abgeschlossen haben, niemals hier in der Stadt in das Geschäft eines Konkurrenten eintreten dürfen, bevor nicht drei Jahre seit Ihrem Weggang von mir verflossen sind?"

Abel machte ein etwas erstauntes Gesicht. „Dieser Passus unseres Kontraktes ist mir sehr wohl bekannt," erwiderte er.

„Nun gut. Sie wissen also, wonach Sie sich zu richten haben. Gehen Sie an die Kasse und lassen Sie sich Ihr Monatsgehalt auszahlen. Sie sind entlassen. Sie haben hinter meinem Rücken ein Liebesverhältnis mit meiner Tochter angeknüpft, und das dulde ich nicht."

„Aber, Herr Food, ich — —"

„Kein Wort weiter. Sie wissen, Zeit ist Geld, und am allerwenigsten soll man die Zeit mit unnützen Dingen totschlagen. Jedes Wort ist überflüssig. Sie sind entlassen, und ich empfehle Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, keine Annäherungsversuche an meine Tochter zu machen. Meine Tochter ist zu gut für einen hergelaufenen deutschen Commis."

„Sehr wohl, Mr. Food," entgegnete Abel, der durch die groben Worte des Chefs keineswegs eingeschüchtert war, „auch ich will die Zeit nicht mit der Behandlung unnützer Dinge totschlagen. Es ist bei Ihren Charaktereigenschaften zwecklos, mit Ihnen vernünftig reden zu wollen. Ich gehe, aber Sie werden von mir hören."

Food lachte verächtlich auf, dann winkte er ebenso verächtlich nach der Thür zu, und Abel verschwand. Schon eine Viertelstunde hatte er das Geschäft verlassen, und noch an demselben Abend machte er sich auf die Suche nach einer neuen Stellung. Er hatte aber damit kein Glück. Auch am nächsten Tage begab er sich persönlich zu allen Geschäften, die nicht eine direkte Konkurrenz für das Geschäft Foods waren, denn er wollte gern in Chicago bleiben, um der Geliebten nahe zu sein, aber alles war vergeblich, und am vierten Tage erfuhr er endlich, daß Food durch ein vertrauliches Zirkular alle größeren Geschäftsleute in der Stadt ersucht hatte, den entlassenen Buchhalter unter keinen Umständen zu engagieren. Food spielte in der Geschäftswelt Chicagos eine große Rolle, er war auch in politischen Dingen eine angesehene Persönlichkeit, und so suchte man sich ihn zum Freunde zu erhalten.

Abel ging betrübt nach Hause und hatte hier eine recht ärgerliche Stunde voll Groll und Zorn gegen Food, der ihm die Existenz abzuschneiden suchte und ihn auf diese Weise in der Stadt unmöglich machte.

Als er gegen Abend ausgehen wollte, begegnete ihm vor seiner Thür ein kleines Mädchen, das ihn fragte, ob er Mr. Charles Abel sei, und ihm alsdann einen Brief zusteckte. Abel öffnete den Brief, der keine Adresse trug, und erkannte sofort die Handschrift Pollys.

„Mein lieber Charles," schrieb das Mädchen, „ich werde Dir immer treu bleiben, und nichts soll mich von Dir trennen. Der Vater hat mir eine furchtbare Scene gemacht, er hat geschworen, daß er Dich aus Chicago fortbringen will, aber ich bleibe Dir treu für immer. Willst Du mir schreiben, so wende Dich an die Leute, durch die ich diesen Brief besorge."

Auf Befragen erzählte das Mädchen, sie gehöre einer irischen Familie an, die in einem Hause Foods wohne, das nicht weit von dem Geschäftsgebäude stehe, und gab Abel genaue Auskunft, wo er sie treffen könne, wenn er ihr etwa eine Botschaft einzuhändigen habe.

Als der Morgen kam, und die Sonne in das Fenster schien, hatte Abel berechnet, daß seine gesamte Barschaft fünfhundert Dollars betrug. Dies war nicht viel, aber für einen gewandten und entschlossenen Menschen hinreichend, um damit zu beginnen. Abel schlief noch eine Stunde, und als es neun Uhr war, trat er, elegant gekleidet, vor die Thür des Boardinghauses, in dem er wohnte, und sah recht sicher in die Welt hinaus. Er wollte sich selbst etablieren und seinem ehemaligen Chef zeigen, was ein in Amerika „smart" gewordener Deutscher könne, wenn er wolle.

In einer Vorstadt Chicagos lag eine große Seifenfabrik. Zu dieser lenkte Abel seine Schritte und verlangte den Direktor zu sprechen. Diesem nannte er seinen Namen und fragte dann sofort: „Wie groß ist Ihre Gesamtproduktion in einem Jahre, Herr Direktor, und wie hoch können Sie die Leistung Ihrer Fabrik bringen?"

„Wir können unsere Produktion auf einen Wert von ungefähr einer Million Dollars jährlich bringen."

„Sehr gut, erklärte Abel, „und wieviel Bestände haben Sie?"

„Wir haben ungefähr für hunderttausend Dollars fertige Seife liegen."

„Gut. Ich kaufe diesen Vorrat und nehme Ihnen auch die Hälfte der nächsten Jahresproduktion ab."

„Hm," entgegnete der Direktor etwas zögernd. „Mit wem habe ich eigentlich das Vergnügen?"

„Mein Name ist, wie ich Ihnen bereits sagte, Abel. Ich war bisher Buchhalter bei Mr. Food und beabsichtige, mich selbständig zu machen."

In Deutschland wäre auf diese Bemerkung hin Abel wahrscheinlich hinausgeworfen worden, in Nordamerika aber hat man andere Ansichten vom Geschäft und von der Praxis des Lebens.

Der Direktor maß sein Gegenüber mit einem forschenden Blick und versetzte: „Da es sich um eine bedeutende Summe handelt, so geben Sie mir vor allem Ihre Zahlungsbedingungen an."

„Ich kaufe gegen bar," erklärte Abel, „und beanspruche nur einen achttägigen Kredit für den Anfang."

„Hm. Wollen Sie mir die Sache nicht näher erläutern?"

„Mit Vergnügen, doch bitte ich in jedem Falle um strengste Verschwiegenheit."

Dann zog er seinen Stuhl näher an den des Direktors heran und begann im Flüsterton seine Mitteilungen.

— — — — — — — — —

Am nächsten Morgen gab es in Chicago eine große Sensation. Die Zeitungen brachten nämlich, jede über zwei nebeneinanderliegende Seiten mit Riesenbuchstaben gedruckt, die Nachricht:

„Idolin ist die beste Seife der Welt.
Sie ist zu haben bei Charles Abel,
K . . . straße 98."

Die Leute, welche die Straße passierten, sahen einen Laden, dessen Schaufenster mit Seife gefüllt waren, und in dem nichts als Seife enthalten war. Sie kostete einen Dollar das Stück, sollte aber nach der Versicherung der Plakate, die den Eingang des Ladens zierten und die in den Schaufenstern hingen, die wunderbarsten Eigenschaften haben. Sie erfrischte und verschönte nicht nur das Aeußere des Menschen, tilgte Runzeln, Leberflecke, Sommersprossen, Pusteln und Mitesser, sondern verlieh ewige Jugend, schützte gegen ansteckende Krankheiten — kurz, half gegen alles.

Das Publikum war durch die wochenlange Reklame für Idolin so gespannt, daß es jetzt den Laden Abels fast stürmte, und dieser, trotzdem er Hilfe zum Verkaufen hatte, kaum die Wünsche der Kunden befriedigen konnte.

Food aber bekam beinahe einen Schlaganfall. Sein ganzes Geld hatte er umsonst verausgabt; ein frecher Patron, noch dazu der von ihm hinausgeworfene Abel, hatte die ganze Reklame mit einem Schlage für sich in Anspruch genommen und verwendet. Und das furchtbarste war, Food konnte gegen Abel nicht das mindeste thun. Er mußte es geschehen lassen, daß sich der freche Deutsche des von ihm mit so viel Kosten berühmt gemachten Namens Idolin bemächtigte.

Food aber war nicht gesonnen, sich kampflos zu ergeben. Nachdem seine erste Wut verraucht war, ging er zu den Redaktionen der Chicagoer Blätter, wies darauf hin, daß durch ihn die Zeitungen schon Tausende verdient hätten und noch verdienen würden, daß Abel ein hergelaufener Anfänger sei, der mit seinem Latein sehr bald zu Ende sein würde, und dann die Zeitungen ihren Schaden schon merken würden, wenn sie weder von Abel, der bankerott sei, noch von Food, der ihr Feind geworden, Inserate bekämen. Er forderte sie auf, rückhaltslos auf seine Seite zu treten. Die meisten Zeitungsbesitzer ließen sich wirklich einschüchtern, und am nächsten Abend brachten die Blätter übereinstimmend folgende Notiz:

„Diebstahl einer Idee. Einem unserer hervorragendsten und angesehensten Mitbürger, dem hochangesehenen, in den ganzen Vereinigten Staaten bekannten tüchtigen Kaufmann Mr. Food, ist durch die Untreue eines seiner Angestellten ein großer Schaden zugefügt worden. Es war in eingeweihten Kreisen längst bekannt, daß hinter dem Geheimnis des Wortes Idolin, durch welches wochenlang unsere Mitbürger in Aufregung versetzt wurden, niemand anders als Mr. Food stecke. Nun hat ein treuloser Angestellter des Mr. Food drei Tage, bevor sein Chef das Geheimnis des Idolin preiszugeben gedachte, die Frechheit gehabt, einen Seifenladen zu eröffnen und seine Seife unter dem Namen Idolin zu verkaufen. Diese Seife ist ein ganz gewöhnliches Fabrikat aus einer hiesigen, bereits halb verkrachten Seifenfabrik, die durch ihren miserablen Schund das Publikum schon lange vom Kaufen zurückgeschreckt hat. Es ist bezeichnend für die Leiter dieser verkrachten Seifenfabrik, daß sie sich mit einem weggejagten Buchhalter einließen, um auf spitzbübische Weise ein Geschäft zu machen."

Dieser Zeitungsartikel war ein schwerer

Schlag. Als Food ihn in seinem Privatcomptoir las, rieb er sich vergnügt die Hände. Er hatte den Streich, den ihm Abel gespielt hatte, doch einigermaßen pariert.

Aber Food irrte sich, wie er schon am nächsten Tage erkannte, in Bezug auf das, was die Einwohner von Chicago für „smart" hielten. Bei dem größten Teil des Publikums hatte die Veröffentlichung der Thatsachen eine ganz gegenteilige Wirkung. Es gab nämlich viele Leute in der Stadt, die mit Food nicht gut standen, und diese gönnten ihm den Streich, den ihm sein Buchhalter gespielt hatte, von Herzen. Es gab eine Menge von gewiegten Geschäftsleuten, welche den Kniff Abels sehr geschickt fanden und dem jungen Mann ihre äußerste Hochachtung nicht versagen konnten; und endlich gab es im großen Publikum eine Menge von Leuten, denen dieser Skandal köstlichen Spaß machte. Die unzähligen Neugierigen endlich wollten alle den geriebenen Charles Abel von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, denn der Amerikaner ist äußerst sensationslustig.

So hatte die Veröffentlichung in den Zeitungen die ganz entgegengesetzte Wirkung. Nur die direkten Freunde Foods und die, welche von ihm in irgend einer Beziehung, sei es politisch, merkantil oder pekuniär, abhängig waren, thaten Abel in den Bann. Die anderen Leute strömten nach der K... straße und kauften die Seife, nur um den Verkäufer kennen zu lernen. Ja eine Anzahl von Geschäftsleuten boten sogar Abel Geld an, wenn er solches brauche, da sie ihn für einen im höchsten Grade intelligenten und geschickten Mann hielten.

In Amerika erstaunt man so leicht über nichts. Deshalb kann man auch nicht sagen, daß die Einwohner von Chicago besonders erstaunten, als sie folgende Notiz in zwei Zeitungen lasen, die wenige Tage vorher den heftigen Angriff auf Abel gebracht hatten:

„Ein smarter Geschäftsmann. Zu den hervorragendsten Mitbürgern unserer Stadt, ja des ganzen Staates gehört bekanntlich Mr. Abel, dessen glänzendes Geschäft in der K... straße die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht."

Dann kam eine plumpe Lobhudelei Abels und seiner Geschicklichkeit und am Schlusse die Bemerkung:

„Jedem einsichtigen Geschäftsmann wird es Freude machen, zu sehen, wie Mr. Abel es verstanden hat, die Reklame seines früheren Chefs, der als ein hartherziger Vater und brutaler Brotgeber bekannt ist, für sich in Anspruch zu nehmen. Solche geschäftliche Geschicklichkeit verdient alle Anerkennung und die Unterstützung aller Staatsbürger. Jedermann hat die Pflicht, junge kaufmännische Talente in ihren Bestrebungen zu unterstützen, denn nur durch diese jungen Talente wird eine Konkurrenz geschaffen, welche die Seele des Geschäfts ist und dem Publikum Vorteil bringt. Wäre der smarte Mr. Abel nicht darauf gekommen, die Reklame für sich auszunützen, so hätte Mr. Food, der ein Monopol auf gewisse Waren in der Stadt zu haben glaubt, das Publikum wahrscheinlich noch länger ausgeplündert. Das Publikum aber ist zu klug, um nicht zu wissen, daß die Konkurrenz, die Mr. Food indirekt jetzt erfährt, für ihn eine Warnung sein wird, das Publikum ferner nicht nur als Ausbeutungsobjekt zu betrachten, und dann wird Mr. Food vielleicht die Lehre ziehen, daß es thöricht ist, tüchtige junge Kräfte aus dem Geschäft ohne gewichtigen Grund zu entfernen."

Food wäre gewiß aus seiner Haut gefahren, als er diese Zeilen las, wenn dies nicht mit zu großen Umständen verknüpft gewesen wäre. Er hatte zwar noch die meisten Zeitungen zur Verfügung, aber die Verleger waren ebenfalls sehr smarte Geschäftsmänner. Sie wußten, Food mußte antworten, mußte Reklame machen, denn die Lacher waren auf seiten Abels, und deshalb preßten sie ihn auch gehörig aus.

— — — — — — — — — —

An dem Tage aber, an welchem Food diesen neuen Aerger hatte, ging ihm noch etwas anderes quer. Als er nämlich mittags von seinem Comptoir nach den Wohnräumen ging, traf er auf der Treppe ein kleines, schmutziges irisches Mädchen, das einen Brief in der Hand hatte. Er fragte das Kind, wohin es wolle, und dieses wurde so verlegen, daß es Food auffiel. Er nahm also ein strenges Verhör vor, drohte mit der Polizei, und das Mädchen gestand endlich, daß es heimlich an Fräulein Polly einen Brief zu übergeben habe. Food bemächtigte sich des Briefes und fand in ihm zu seinem Erstaunen die Worte:

„Das Geschäft geht vortrefflich. Ich werde Deinen Vater zwingen, mich wieder in sein Haus zu holen, und dann sollst Du mein sein. Ich küsse Dich tausendmal. Dein Charles Abel."

Food war außer sich. Er stürmte in das Zimmer der Tochter, stellte hier die Kleine, die er mit sich geschleppt hatte, vor und goß die ganze Schale seines Zornes über Polly aus. Diese gab zu, mit Abel heimlich zu korrespondieren, erklärte, daß sie den jungen Mann liebe und nicht von ihm lassen werde, worauf der Vater schwur, er würde die Tochter zwingen, die Verbindung mit ihm einzustellen. Er machte auch seine Drohung wahr, indem er Polly in ihr Zimmer einschloß und die irische Familie, welche die Vermittlerrolle gespielt hatte, sofort auf die Straße setzte. Das konnte er, da sie, wie alle die armen Bewohner, Mietsrückstände bei ihm hatte.

Es gab in dem Laden Abels, der gerade voll von Käufern war, keinen kleinen Lärm, als die Irländerin mit ihren fünf Kindern jammernd hereinstürmte, um mitzuteilen, daß sie durch Abels Schuld in die größte Not gekommen sei.

Abel entfernte die Frau zunächst aus dem Laden und beruhigte sie. Als aber abends auch der Mann, der auf Arbeit gewesen war, zu ihm kam und Entschädigung verlangte, hatte er eine neue, echt amerikanische Idee. Hätte Food gewußt, was sein Gegner plane, so hätte er diese Nacht noch unruhiger geschlafen, als es ohnehin schon der Fall war.

Als am nächsten Tage die Einwohner von Chicago durch die K... straße gingen, fanden sie zu ihrem Erstaunen ein Schaufenster des großen Seifengeschäfts von Abel ausgeräumt, und in diesem saß in einer sehr geschickt angebrachten Dekoration, die eine höchst ärmliche Dachwohnung darstellte, die irische Familie, bestehend aus Vater, Mutter und fünf Kindern. Eine riesengroße Inschrift im Schaufenster aber besagte: „Diese arme Familie ist von dem reichen Mr. Food wegen geringer Mietrückstände erbarmungslos auf die Straße gesetzt worden."

Am Abend brachten schon die Zeitungen Notizen über den neuen Geschäftskniff Abels, und ganz Chicago lachte über die Geschicklichkeit, mit welcher Abel es verstanden hatte, auch diese Maßregel Foods zu seinen Gunsten auszubeuten.

— — — — — — — — — —

Mr. Food saß in seinem Comptoir und überlegte. Der berechnende Geschäftsmann hatte den Sieg über den zornigen Chef und Vater in ihm gewonnen.

„Ich bin doch ein riesiger Esel gewesen, daß ich diesen Abel fortjagte," dachte er. „Der Kerl ist wirklich ein großartiger Geschäftsmann! Wenn mir jetzt nicht was ganz Besonderes einfällt, kriegt er mich wirklich unter."

Nach achtundvierzig Stunden verlor die irische Familie in dem Schaufenster Abels einigermaßen ihre Anziehungskraft. Es wurde dagegen jetzt ein zweites Schaufenster neben der Familie neu dekoriert, und zwar enthielt dasselbe eine sehr behagliche Zimmereinrichtung; Kleidungsstücke hingen an der Wand, auf dem Tische lag bares Geld aufgezählt, und eine Rieseninschrift besagte: „Diese Zimmereinrichtung nebst Kleidungsstücken und Geld hat der Inhaber dieses Geschäfts, Charles Abel, der von dem hartherzigen Mr. Food so grausam behandelten Familie geschenkt, um sie vom Elend zu befreien. Abel war nur fähig, diese Wohltat den Unglücklichen zu erweisen, weil das Wohlwollen und das Vertrauen seiner Mitbürger ihn in seinem Geschäft unterstützte. Mitbürger! Kauft Idolin, die beste Seife der Welt."

Diese Schaufensterinschrift erschien auch als Riesenainserat mit einer schnell hergestellten Zeichnung in den Zeitungen Chicagos.

Der Zulauf zu Abels Geschäft wurde ein ungeheuerlicher. Die Seifenfabrik hatte kaum Gespanne genug, um die Seife aus ihren Vorräten in den Laden zu schaffen. Ganz Chicago jubelte über die Geschicklichkeit Abels, und mit unglaublicher Spannung erwartete man jetzt die Antwort Foods. Er galt bereits als der Besiegte.

Food aber saß in seinem Comptoir und schrieb nach schwerem inneren Kampfe folgenden Brief:

„An Mr. Charles Abel, hier,
K... straße 98.

Ich bin bereit, mich mit Ihnen zu einigen, und bitte Sie um Angabe Ihrer Bedingungen."

— — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen wurden die Bewohner von Chicago durch folgenden Zeitungsbericht überrascht:

„Eine echt amerikanische Idee. Unser hervorragender Mitbürger, Mr. Food, einer der bedeutendsten Leute der Welt auf dem Gebiete der wohlanständigen, noblen und geschickten Reklame, hat es wieder einmal verstanden, etwas in Scene zu setzen, was seinesgleichen wohl kaum auf dem gesamten Erdkreis hat. Wir teilten vor einigen Tagen mit, daß ein Fremder sich des Namens Idolin bemächtigt habe, um unter ihm Seife zu verkaufen. Wir teilten die ehrliche Entrüstung, die jeden erfüllen mußte, der erfuhr, wie eine herrliche, großartige, mit Riesenkosten in Scene gesetzte Idee hier von einem Unbefugten benutzt wurde. Es gab erbärmliche Seelen, welche sich darüber freuten, daß ein gewissenloser Spekulant einem alten, erfahrenen und hervorragenden Kaufmann eine Idee gewissermaßen vor der Nase fortgeschnappt habe. Nun, diese unmoralischen Leute, diese mißgünstigen Seelen mögen sich beruhigen: die ganze Angelegenheit war nichts als ein geschickter Streich Mr. Foods. Die ganze Komödie ist mit seinem Buchhalter, Mr. Abel, einem außerordentlich tüchtigen jungen Mann, der, wie wir erfahren, in allernächster Zeit der Schwiegersohn und Teilhaber Mr. Foods wird, verabredet und mit größtem Geschick in Scene gesetzt worden. Mr. Abel und Mr. Food handelten vollständig in Uebereinstimmung, sie wollten nur durch einen ganz neuen Trick die Aufmerksamkeit des Publikums auf Idolin lenken, welches in der That nichts ist als eine besondere Seife, die nach einem Rezept, das aus einem alten deutschen Kloster stammt, in einer hiesigen Seifenfabrik schon seit langer Zeit hergestellt wird. Der außerordentlich tüchtige Direktor derselben hatte das Rezept erworben, um es mit Mr. Food zusammen geschäftlich zu verwerten. Er schwieg daher auch auf alle Angriffe, um das Geheimnis nicht zu verraten. Heute endlich können wir der erstaunten Mitbürgerschaft von Chicago mitteilen, wie die Angelegenheit stand. Die Seife ist

notorisch die beste der Welt, und der Preis beträgt von heute ab nur noch 75 Cents das Stück. Mitbürger, kauft Idolin! Diese Seife ist nicht nur das Produkt einer hervorragenden Technik und von vorzüglicher Wirkung, sondern auch durch die Großartigkeit des amerikanischen Geistes in noch nie dagewesener Weise auf den Markt gebracht. Jeder Mitbürger macht sich eines Verrats an der Ehre Amerikas und an dem Geiste amerikanischer Geschäftstüchtigkeit schuldig, der nicht diese Seife benutzt.“ — —

Food hat sein Ziel, mehrfacher Millionär zu werden, erreicht. Der gewandte Abel war bis zu seinem Tode Teilhaber und ist jetzt sein Erbe. Auch die halb erkrachte Seifenfabrik hat sich zu einer für die Aktionäre höchst erfreulichen Blüte erhoben. — Und alles nur durch Idolin.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Malzahnschen Juwelen. — Im Jahre 1730 hatte der Leutnant v. Winterfeld eine Anzahl preußischer Unteroffiziere von Berlin nach Petersburg zu führen, da die Kaiserin Anna ihr Heer durch tüchtige „Drillmeister“ des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. nach preußischem Muster zu organisieren gedachte. Bei der täglichen Anwesenheit des jungen Leutnants im Hause des einflußreichen russischen Feldmarschalls Münnich sah Winterfeld die Nichte desselben, die als erste Petersburger Schönheit gefeierte Gräfin Malzahn, welche Hofdame der Prinzessin Elisabeth, der späteren Kaiserin, war. Bald entspann sich zwischen beiden ein heimlicher Roman, der jedoch deshalb für beide Teile aussichtslos war, weil die Malzahn sicher wußte, daß weder ihr Oheim noch die Kaiserin die Einwilligung zu der Verbindung geben würden. Sie kamen überein, ihr Herzensgeheimnis sorglich zu verheimlichen und abzuwarten, bis Winterfeld nach Berlin heimgekommen sei, und sie — Gräfin Malzahn — einen Besuch in Deutschland bewerkstelligen könne.

Winterfeld erhielt bei seiner Rückkehr die Genehmigung Friedrich Wilhelms I. zu seiner Heirat, und die schöne Malzahn, durch den Geliebten davon benachrichtigt, bat sogleich ihre Herrin, die Prinzessin Elisabeth, um Erlaubnis, auf einige Monate nach Deutschland reisen zu dürfen.

Mißtrauisch sagte Elisabeth: „Ich bin überzeugt, du kommst nicht wieder.“ Die Malzahn versicherte das Gegenteil. „Nun gut,“ lautete endlich Elisabeths Entscheidung, „ist es dein Ernst, daß du mir treu bleiben willst, so laß mir deine Juwelen zum Pfand!“

Schon glaubte Elisabeth, welche wußte, daß die Juwelen der Malzahn einen Wert von 100,000 Rubel hatten und ihr einziges Vermögen ausmachten, die Hofdame in der schlau gelegten Schlinge gefangen zu haben, allein nach wenigen Stunden händigte die Malzahn, zur Abreise fertig, der Prinzessin ihren ganzen Juwelenschatz ein. Wer nicht nach Petersburg zurückkam, war die schöne Gräfin, welche lieber ihr Vermögen darangeben, als auf den Geliebten verzichten wollte. Sie wurde Winterfelds glückliches Weib.

König Friedrich Wilhelm I., der bald von den näheren Umständen des Romans seines Leutnants unterrichtet wurde, dachte nüchterner und praktischer als das neuvermählte Paar, welchem die Einbuße der 100,000 Rubel nicht sehr zu Herzen ging. Er forderte durch seinen Gesandten am russischen Hof die Juwelen der Frau Leutnant v. Winterfeld zurück, jedoch vergeblich, Elisabeth blieb taub. Selbst nachdem sie 1741 den Thron bestieg und jetzt durch Friedrich II. gemahnt wurde, die Malzahnschen Juwelen herauszugeben, erfolgte ein abschlägiger Bescheid. Kurz, die Malzahnschen Juwelen blieben in Rußland. [F. W.]

Eine verständige Antwort. — Der bekannte Philosoph Moses Mendelssohn war in seinen jüngeren Jahren längere Zeit Buchhalter im Hause eines ziemlich beschränkten Berliner Kaufmanns.

Darüber bemerkte eines Tages ein Bekannter teilnehmend zu ihm: „Das Schicksal ist doch recht ungerecht. Sie, ein so gescheiter Mann, müssen einem so beschränkten Kopfe dienen!“

„Das finde ich sehr verständig vom Schicksal,“ entgegnete Mendelssohn; „denn wenn ich der Herr wäre, ihn könnte ich nicht brauchen!“ [E. K.]

Humoristisches.



Glaubwürdig.

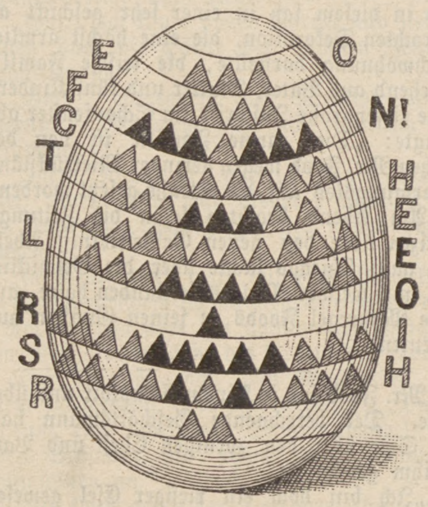
Bekannter: Meine Gratulation zum siebzigsten Geburtsfest! Es muß Sie doch ganz glücklich machen, dieses schöne Fest feiern zu dürfen!
Jubilar: Na — na, 's ist schon recht! Siebzig Jahre sind recht schön — doch ich versichere Sie — die Hälfte davon wäre mir lieber.



Die höhere Tochter.

Vater (zur Tochter, die im Pensionat war): Was rechnest du denn da herum?
Tochter: Ach, Mama hat mir einen Strumpf gegeben, in dem ist ein kreisrundes Loch; ich soll ihn stopfen, und da mache ich die nötigen Berechnungen.

Bilder-Rätsel „Osterei“.



Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 13:
Die wahre Liebe beruht im Vergessen des eigenen Ich.

Wechsel-Rätsel.

Bist du das Wort mit r geworden
Und dann vielleicht des Königs Gast,
Bist du doch arm trotz aller Orden,
Wenn du das Wort mit z nicht hast.
Des Menschenlebens schönste Blüte
Verwelkt in dir alltäglich mehr,
Und immer bleibst du im Gemüte
Das Wort mit b und freudenleer.

Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösungen von Nr. 13:

des Schieb-Rätsels: Alte Liebe rostet nicht:

P O L **A** R S **T** E R N
N O R D **L** I C **H** T
S **T** O R **C** H
L **E** S S **I** N G
H O **L** L A **N** D
F **I** C H **T** E
H **E** R D **E** R
B R U **T** U S
M **E** I S **S** E N
H E **R** O D **O** T;

des Rätsels: Eine Falte, Einfalt, Falter.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.